



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

## Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

1.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30935**

---

1.

Eine kleine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahe am Walde, liegt links an der Landstraße ein recht geräumiges Haus mit hohem Dach und schwarzem Balkenwerk. An der dem Dorfe zugekehrten Giebelseite befindet sich die weite Tenneneinfahrt, während ein besonderer Hauseingang an der der Straße zugekehrten Längsseite liegt. Über diesem Eingange prangt auf einem großen Holzschilde die Schrift „Gastwirtschaft zum Eichenkrüge von Liborius Greitens“. Zwei mächtige, alte Eichen, die vor dem Hause stehen und ihre knorrigen Äste weit über das moosige Dach hinausstrecken, mögen wohl der Wirtschaft den Namen gegeben haben. Fast alles, was an Fuhrwerken durch den Wald zum Dorfe oder zur weiterliegenden Stadt oder auch in umgekehrter Richtung fährt, hält erst beim Eichenkrüge an, denn der Greitens verzapft ein gutes Glas Bier, und sein Kornschnaps ist auch erster Güte. Aber auch vom Dorfe und der Stadt kommen, besonders Sonntags, gar manche zum Eichenkrüge hinaus. Dann herrscht unter den alten Eichen ein gar munteres Leben, und Greitens hat dann alle Hände voll zu tun, um die Gäste zu befriedigen.

Und solch ein Sonntag geht zur Neige.

Die letzten Strahlen der Septembersonne spielen in den Wipfeln der Eichen, die heute wieder eine so frohe Menschenchar in ihrem Schatten sahen. Jetzt stehen Tische und Bänke verödet, und von der Landstraße her schallt der Gesang der heimwandernden Stadtgäste:

„Weiß mir ein liebes Schätzelein

Mit zwei schwarzbraunen Augelein,

Das mir mein Herz erfreut! . . .“

In der Gaststube mit der verräucherten Decke sitzen an einem Tische noch ein paar Männer aus dem Dorfe, und die dreiundzwanzigjährige Schwester des Land- und Gastwirthes Breitens geht ab und zu, um ihre Wünsche zu befriedigen. Jetzt tritt sie an eins der offenstehenden Fenster und blickt auf die mit Eschen bestandene Landstraße hinaus, die sich grau und staubig dahinzieht, und ihre Blicke wandern zur andern Seite zum Walde, der da in abendlicher Dämmerung liegt. In dem Laube der Eichen und Buchen machen sich schon die gelben und roten Farben des Herbstes bemerkbar, indes die Tannen in dunklem Ernst ihre Häupter emporrecken. — Ja, schön ist's doch hier in der Heimat, so herrlich, so prächtig der Wald. — Tiefsinatmend saugt sie begierig den Duft ein, der so frisch vom Forste herüberweht. Ein paar Ferientage jedes Jahr abgerechnet, ist sie fast volle sechs Jahre der Heimat ferngewesen. Als der Bruder, der

Libori, damals heiratete, hat sie das Elternhaus verlassen. Nicht Zank oder Streit trieben sie davon, ihr eigenes Gefühl sagte ihr, daß sie für die Dauer im Hause überflüssig sei. Die Eltern waren ja schon tot. Da erwachte in ihr der Trieb, in die weite Welt zu fahren, aus der engen Heimat hinaus. Es hatte sich ja schon so manche aus dem Dorfe hinausgewagt. Freilich zu Lebzeiten der Eltern hätte sie nicht daran denken können, die hingen an den alten Gewohnheiten, und sie hätte auch wohl gar nicht daran gedacht, denn ein heranwachsendes Kind, das noch unverdorben ist, fühlt sich immer am glücklichsten in enger Verbindung mit den Eltern. Nun aber diese schon auf dem Friedhofe ruhten und sie auf sich allein angewiesen war, trat niemand ihrem Streben in den Weg, und da sich bald eine geeignete Stelle bot, zog sie aus der Heimat fort. Und das Glück war mit ihr gewesen, denn gut hatte sie's getroffen mit der Herrschaft. Dicht am Rhein, inmitten der Rebhügel, lag die Villa, wo sie fast sechs Jahre, die ersten Jahre als Küchenmädchen, dann als selbständige Köchin gewaltet hat. Oft hatte sie am Abend auf der Anhöhe gestanden und zum Rhein herniedergeschaut, auf dem buntbewimpelte Schiffe mit frohen Menschen dahinzogen, oft hatte sie mit Bewunderung die Ruinen der alten Burgen und Schlösser betrachtet. Dann zog eine helle Freude, ein Jubel durch ihre Brust. Schön war's da am Rhein. Aber allmählich zog doch das Heimweh in ihre Seele ein;

was sie einst schön fand, kam ihr nun gleichgültig vor. Die Heimat mit ihren Tälern und Höhen, mit ihren rauschenden Wäldern, das alte Elternhaus unter den Eichen, das schlichte Dörfchen mit dem eisenumsponnenen Kirchturm, das waren die Bilder, die wieder vor ihre Seele traten, und als dann der Libori schrieb, daß die Fina, ihre Schwägerin, seit dem letzten Kindebette etwas leidend und schonungsbedürftig sei, und sie bat, in die Heimat zu kommen und im Hauswesen miteinzugreifen, da gab sie ihren Dienst auf. Ungern ließ man sie ziehen; man hatte sie liebgewonnen, aber zur Heimat zog es sie mit aller Gewalt. — Und nun sind's schon einige Wochen, daß sie wieder daheim im Elternhause ist. —

„Du schöne, liebe Heimat, nie werde ich dich wieder verlassen,“ murmelt sie leise und blickt träumerisch zu den bewaldeten Höhen auf.

Da kommt vom Dorfe her ein junger Mann in grüner Uniform, den Hirschfänger an der Seite: der Förster Hubert Hansen.

Ein leichtes Erröten huscht über das Gesicht des jungen Mädchens, als es den Herankommenden gewahrt, der auf den Hauseingang zuschreitet.

Nach freundlichem Gruß an die Dörfler geht der Förster auf den Schanztisch zu, hinter dem das junge Mädchen nun steht und verlegen mit einem Staubtuche an den Flaschen wischt.

„Guten Abend, Bernardine,“ grüßt er leise und reicht dem Mädchen die Hand. „Möchte nur ein Glas Bier trinken. Will mich hier an den Tisch setzen, und du erzählst mir mal, wie es dir ergangen ist und was du all erlebt hast am Rhein.“

„Hab' wohl keine Zeit, Hubert,“ sucht sie einzuwenden, „die Gäste wollen bedient sein.“

Er lacht ihr ins rote Gesicht: „Die paar Mann? Trinken doch höchstens noch ein Glas oder einen kleinen Alt. Die hindern dich nicht. Und da draußen ist Feierabend. Hast ja heute wieder genug zwischen den Gästen herumlaufen müssen, kannst dich also auch mal etwas setzen. Oder ist dir meine Gesellschaft nicht angenehm?“

Die Bernardine lacht und versucht mit dem Wischtuch nach ihm zu schlagen: „Dummer . . .“ —

Am Tisch sitzen die zwei sich gegenüber und plaudern in gedämpftem Tone. Der Hubert blickt ihr ins Gesicht, in dem sich der Widerschein des Abendrotes spiegelt, während die Bernardine nur selten die Augen erhebt. Mechanisch spielen ihre Finger mit einem zusammengerollten Stückchen Papier.

„Wann kommst du denn mal hinaus in den Wald, wie du mir dieser Tage versprochen hast?“ fragt schließlich der Hubert und hält ihre Hand fest.

„Hab' ja noch nicht können. Jetzt aber, wo die Fina wieder besser ist, will ich dir den Willen tun, wenn dir so viel dran gelegen ist.“

„Sicher ist mir viel daran gelegen, recht viel; und der Mutter hab' ich's auch gesagt, der bist du herzlich willkommen. Wann also, Bernardine?“

Mit einem glücklichen Lachen blickt sie ihn an. „Bist doch ein Quälgeist! Bin ja kaum wieder warm geworden. — Heute geht's ja nicht, aber in der Woche, die letzten Tage . . . Bist du nun zufrieden, Kind?“

„Ich bin zufrieden. Aber Wort halten.“

Da kommt der Libori, der Wirt, in die Gaststube. Wie er den Förster bei der Schwester sitzen sieht, wird sein Gesicht um ein merkliches düsterer, als es schon ist. Nur flüchtig, anstandshalber gibt er dem Hubert den Gruß zurück, dann tritt er zu den Dorfgästen, die sich nun zum Ausbruch rüsten.

Wie sie noch ein Weilchen draußen am Eingange stehen, meint der Dorffschmied mit einem Blick nach der Gaststube: „Du, Libori, da drinnen spinnt sich wohl was an? Da kriegst du wohl bald einen Schwager, was?“

„Der Grüne? Haha!“ lacht der Libori geringschätzig auf.

„Na, warum nicht?“ fragt der Küster erstaunt. „Ist doch ein ganz echter Kerl, der Hubert Hansen. Und als Försterin? . . . wäre nicht zu verachten, Libori!“

Der macht nur eine ablehnende Bewegung mit der Hand.

„Ist ein prächtig Mädchen geworden, die Bernardine,“ meint der alte Schnieders, „kann sich wohl sehen lassen. Aber für die Bauerei soll es nun wohl keinen Sinn mehr haben . . . ist so fein geworden. Na, ist ja auch nicht nötig, daß es Bäuerin wird. Wird sich schon was anderes Passendes finden.“

„Scheint doch, als wenn sich schon was gefunden hätte,“ lacht der Schmied wieder und geht mit den anderen dahin, dem Dorfe zu.

Der Wirt sieht den Gästen gedankenvoll nach. Er hat's ja schon längst gemerkt, daß der Grüne nicht nur des Glases Bier wegen kommt. Kam sonst höchstens alle acht Tage einmal in den Eichenrugg, und nun, seit die Bernardine wieder zurück ist, ist er fast alle Abende aus dem Walde herausgekommen in die Wirtschaft . . . Der muß sich nur nichts einbilden . . . Mag ja ein rechter Kerl sein, und so zu verachten wär's für die Schwester wohl auch nicht, dort als Försterin zu leben . . . Aber der Hansen . . . Wenn es ein anderer wäre, dann wär's ihm schon recht. So aber wäre ihm doch jeder Tagelöhner noch lieber als dieser Grüne. Mag er auch keine Schuld haben, aber sein Vater ist's gewesen, und das vergißt sich nicht. . . Und die Bernardine wird das hoffentlich auch nicht vergessen. Und täte sie's, wäre sie nicht mehr seine Schwester. . . . Aber er wird schon noch zur rechten Zeit ein Wort dazu reden, wenn sich's eben schickt. . . Da kommen noch zwei verspätete Gäste vom Walde her. Die treten unter die Eichen und lassen

sich vom Wirt ein Glas Bier herausbringen. Und während der Libori die bedient, nimmt der Hubert von der Bernardine herzlichen Abschied.

„Wann kommst du wieder, Hubert?“ fragt sie, während er sich zum Gehen rüstet.

„Will sehen, vielleicht schon morgen.“

Ein herzlicher Händedruck. — Die Bernardine geht in die Küche, der Hubert dem Walde zu.

Mit finsterem Gesicht blickt ihm der Wirt nach. —

Ein paar Tage später ist's, da findet sich der Hubert schon am Nachmittage in der Wirtschast ein, um die Bernardine zu ihrem versprochenen Besuch in der Försterei abzuholen.

„Kannst mich wohl ein Stündchen entbehren, Fina,“ spricht sie zu der Schwägerin, die bereits wiederhergestellt ist, „wollt' mal einen kleinen Weg machen . . .“

„Kann's mir denken,“ lacht die. „Wünsch' dir viel Glück, Bernardine!“

Der Libori kommt gerade vom Felde zurück, als die beiden dahingehen. Mit großen Augen und halb-offenem Munde starrt er ihnen nach. . . . Also soweit ist's schon mit ihnen? . . . Geht ja flott, und scheint's eilig zu haben, der Grüne. . . . Aber da wird dazwischengefaßt. . . . Und will die Schwester nicht ablassen von dem, dann mag sie sehen, wo sie bleibt; im Eichenkrüge ist für sie dann kein Platz mehr. . . . Würde sich ja im Grabe umdrehen, der Vater, wenn er das erführe. . . .

Derweilen gehen die zwei dahin in den Wald. Wie wandelt's sich so schön auf den moosigen Wegen, wo helle Sonnenstrahlen, die durch das dichte Laubwerk fallen, ein neckisches Spiel treiben. Die Luft ist so frisch, so würzig. Jetzt geht ihr Weg rechts ab vom Hauptwege, dem Tannengrunde zu, wo das Forsthaus liegt. Die Bernardine geht glücklich an des jungen Försters Seite und lauscht seinen Worten. Und der Hubert erzählt ihr so viel, so viel. . . . Wie der Vater vor drei Jahren gestorben und er daraufhin dessen Nachfolger geworden. Wie die alte Mutter, die mit einer Magd das Hauswesen führe, ihn schon so oft gemahnt hat, sich nach einer Försterin umzusehen, da ihr die Last mit der Zeit zu viel werde und sie ihn auch noch gern glücklich sehen möchte. Aber er habe sich nie zu einer Wahl entschließen können. Dann aber, als sie wieder in die Heimat zurückgekehrt sei, habe er gleich gewußt, wo er seine zukünftige Försterin holen wolle. Und als er der Mutter von seinem Vorhaben gesprochen, da habe sie gern und freudig ihre Zustimmung gegeben.

„Kennst ja die Mutter wohl noch von früher her. Gut ist sie, Bernardine, und aufnehmen wird sie dich wie eine Tochter. Glaub's nur.“

„Ich glaub's ja, Hubert, glaube dir ja alles, sonst würde ich jetzt nicht an deiner Seite diesen Weg gehen.“ —

In einer Lichtung liegt das alte trauliche Forsthaus mit dem Hirschgeweih über der Türe. Unter

einem großen Nußbaum steht ein Tisch mit Bank und Stühlen. Da sitzt die alte Försterwitwe mit ihrem Strickstrumpfe und späht von Zeit zu Zeit den Weg hinauf, den der Hubert mit der Greitens Bernardine kommen muß. Da endlich . . . mit leuchtenden Augen treten sie in die Lichtung.

„Guten Tag, Mutter Hansen!“ grüßt die Bernardine und schüttelt der alten Frau herzlich die Hand.

Die blickt so froh zu dem jungen Mädchen auf, das wie ein Frühlingsbild vor ihr steht. „Tag auch, Fräulein Greitens. Seien Sie herzlich willkommen hier im Walde.“

„Ich danke Euch, Mutter Hansen, aber das ‚Fräulein‘ und das ‚Sie‘ müßt Ihr lassen. Sagt nur ‚Du‘ und ‚Bernardine‘, nicht wahr, Mutter Hansen! Kennt mich doch noch von früher?“

Die Alte nickt selig. Das junge Mädchen hat durch sein schlichtes, offenes Wesen schon ganz ihr Herz gewonnen.

„Ja, Bernardine, das schon; es ist ja schon lange her. Aber es freut mich, daß du noch so ganz dieselbe geblieben ist. Das soll Gott dir segnen.“

Bald sitzen die drei um den Kaffeetisch. Der Hubert redet jetzt nicht viel, er betrachtet vergnügt die Bernardine und die Mutter, die sich so viel zu erzählen haben. Er freut sich über das gute Verhältnis, das schon jetzt zwischen den beiden Frauleuten herrscht, und malt sich das Glück aus, das ihm erblühen soll, wenn

die Bernardine erst ganz als Försterin mit der Mutter schaltet und waltet.

In der Dämmerung geht die Bernardine nach herzlicher Verabschiedung von der Mutter, der sie baldiges Wiederkommen versprechen muß, zum Eichenkrüge zurück. Der Hubert geleitet sie heim, und während sie durch den halbdunklen Wald dahingehen, reden sie über ihre Zukunft und bauen Luftschlösser, wie es glückliche, junge Menschenkinder ja so gern tun.

„Über dem Libori sagst du es doch auch, Hubert, nicht wahr? Ich bin ja nun in seinem Hause, und er ist der Älteste. Da ist es besser, wenn er es von dir und mir erfährt, als von fremden Leuten.“

„Wenn du es so meinst, will ich's tun“, antwortet der Hubert etwas verlegen. Es ist ihm ja längst aufgefallen, daß ihn der Libori nicht mit den freundlichsten Augen ansieht, wenngleich er keinen Grund dafür anzugeben weiß.

„Ja, tu's bitte. . . . Wann?“

„Heute nicht mehr, aber die nächsten Tage, und noch vor Weihnachten gibt's Hochzeit.“ —

Nach dem Abendessen sitzen der Libori, seine Frau und die Bernardine plaudernd allein im Zimmer. Der Libori beteiligt sich nur recht wenig an dem Gespräch, er ist so kantig und so grantig, daß ihn die Schwester endlich überrascht fragt:

„Was ist dir denn nur über die Leber gelaufen, daß du so kurzab bist, Libori?“

„Da du mich fragst, Schwester, will ich es dir sagen: Nicht passen tut's mir, daß du da mit dem Grünen schöntust und herumläufst. Kann doch nichts Gutes bei herauskommen, mein ich. . .“

„Libori,“ spricht die Bernardine mit ernstem Gesicht, „wie kannst du so reden.“

„Ich red', wie ich's meine. Bin ja nicht dein Vormund, du bist ja großjährig und kannst machen, was du willst. Aber ich vergess' es nicht, und wenn du dich nur mal dran erinnerst, da kannst du es eigentlich auch nicht vergessen.“

Die Bernardine blickt wie starr über den Tisch den Bruder an: „Was denn . . . nicht vergessen?“

„Das fragst auch noch? . . . Na, du warst ja damals auch noch klein, ein Kind von drei Jahren, aber gehört hast du es später doch oft. Oder solltest du nicht wissen, wie unser Vater ums Leben gekommen ist? Daß der Vater von dem Grünen da ihn auf dem Gewissen hat?“

„Libori!“ kommt es in wehem Tone vorwurfsvoll von den bleichen Lippen der Schwester.

„Ja, ja, wahr ist's! — Na, der Vater war mal wieder jagen gegangen, wie so viele tun, und trifft unglücklicherweise mit dem alten Grünrock zusammen. . . . Nun, weißt es ja vielleicht auch. Weißt auch, daß der Vater von dem Alten angeschossen wurde, daß er einige Wochen krank lag und dann einige Monate ins Gefängnis kam. Und weißt auch, daß der

Vater diese Schmach, die ihm der Grünrock angetan, nicht vergessen und verwinden konnte, daß er gebrochen wieder ins Haus kam und hinsiechte, bis man ihn schon bald auf den Friedhof trug. Das alles weißt du wohl, und da wirst du auch zugeben, daß es Wahrheit ist, wenn ich sage: Der Alte hat ihn auf dem Gewissen. — Und da begreife ich es nicht, wie du dich mit dem Jungen da einlassen kannst. Hätte nie gedacht, daß du dich so vergessen könntest. Da wär's schon besser gewesen, du wärest dahinten geblieben am Rhein und nicht wieder heimgekehrt.“

„Ja, das wäre vielleicht besser gewesen,“ entgegnet die Bernardine mit zitternder Stimme, indem sie sich erhebt und hinter dem Tische hervortritt. „Hätte nie gedacht, daß ich so etwas von dir hören müßte.“

„Ist mir auch nicht leicht geworden, Bernardine, das kannst du glauben, aber es ist so, und gesagt werden mußte es dir. Kannst es ja nun machen, wie du willst, aber ziehst du mit dem Grünen an einem Strange, dann sind wir beiden geschiedene Leute.“

„Will mir deine Worte merken, Bruder . . . und leid tut's mir, daß einem das Elternhaus so verleidet wird.“

Damit geht die Bernardine hinaus auf ihre Kammer, wo sie noch lange am dunklen Fenster sitzt. Das Taschentuch vor das tränennasse Gesicht gedrückt.

Unter ihr hat der haßerfüllte Bruder noch einen Wortwechsel mit der Frau, der Fina, die ihm seine

Roheit gegen die Bernardine zum Vorwurf macht. Aber was nützt es? Mit rohen Worten entgegnet er seiner kaum genesenden Frau, behält er auch hier die Oberhand. . . .

Und draußen schreitet die Nacht durch das Land und breitet ihren schwarzen, sternendurchwirkten Schleier über den Wald und das einsame Wirtshaus an der Landstraße. All Freud' und Leid und Weh hüllt sie in ihre Falten, bis ein neuer Tag neues Licht und neues Hoffen bringt.

## 2.

Schon früh am anderen Morgen geht die Bernardine ins Dorf. Ihr ist ja so weh zumute seit gestern abend, und in ihrer Seele wogt es von Widersprüchen, daß sie nicht aus noch ein weiß. Wen soll sie da um Rat fragen? Einem Fremden ihr Leid auf die Zunge hängen, daß es morgen das ganze Dorf weiß? Nein, eher . . . Aber der alte Pfarrer, der wird ihr schon raten und helfen, der ist schon über dreißig Jahre im Dorfe und kennt alle Verhältnisse seiner Pfarrkinder. Nach der Messe geht sie in den Pfarrhof. Der Pfarrer blickt verwundert auf, als die Bernardine Greitens zu ihm ins Zimmer tritt.

„Freut mich, Bernardine, daß du mich mal besuchen kommst. Warst ja lange fort. Nun aber bleibst du doch wohl hier?“